

Körper der geschlossenen anhängenden Pflanzung fast  
sämmlicher Elemente nicht zu widerstehen vermögen. Sie  
werden gewöhnlichen Übermaßes mühen das Feld räumen.  
Sobald aber die Krankheitskräfte befeht sind, so ist die Krankheit  
eine Arme ohne Feldherrn. Die Natur des Menschen hilft sich dann  
selbst und befolgt das Weisere. Man vermutet sogar, daß es eine  
Krankheit ist, die sich gar nicht gebe, wobei allerdings der Zustand des  
Krankheits von dem eigentlichen Vorgange des Krankens scharf zu  
trennen ist. Gebilde werden nicht verkehrt, was ich behaupte, daß  
überhaupt das körperlich Krankhafte nicht unmittelbar abhängig ist  
von den allgemeinen Krankheitserscheinungen, die in Form von Schmerz  
in die Erscheinung treten. Aber diese zu bedeutenden Symptome ver-  
schwinden bei Anwendung von Normo-medizin.

Die Application der Normo-medizin geschieht natürlich mittelst der  
Spritze. Das ist das einzig Richtige. Warum erst den Magen be-  
helligen mit Stoffen, die für das Blut bestimmt sind.

Wenn die Heilwirkung der Normo-medizin auch überraschend groß-  
artige genannt zu werden verdienen, so war doch das Resultat bei  
keiner Krankheit so oft erfreulich, wie bei dem furchtbaren Krebs.  
Aufgaben sich dieser sich Sprache zu verhalten, da verstände man, die  
Einspritzung nicht an der Stelle vorzunehmen, wo der Krebs sichtbar  
in die äußere Erscheinung tritt, sondern gerade an der *diamerale*  
*gegenüber* liegenden Stelle des Körpers. Und das hat sich als der  
richtige Heilungsplan bewährt. Die Normo-medizin durchdringt dann  
zuerst den ganzen Körper, sie befeht das feindliche Gebiet und nähert  
sich dann konzentrisch dem Krebsherde, der feindlichen Festung, die  
erregt auf unterdrückt wird. Die Stelle schwindet bald zu-  
sammen, mehr und mehr, bis endlich noch ein kleines Stechen-  
bleibsel übrig ist. Einige Wochen bedarf es dazu, um dieser Stech-  
nadelspitze zu einem hoblen Kanale abströmen. Das ist jedwe-  
falls der Moment der Genesung und der Entlassung als geheilt.

Aber jedes Ding hat seine Schattenseiten. Die Schattenseiten der  
Normo-medizin ist ihre übermäßig leichte Anwendbarkeit in alle Fälle.  
Es ist viel gestattet, zur Darstellung dieses Punktes kurz davon zu  
erinnern, daß viele Ärzte bis her so ziemlich Alles hinein konnten,  
wenn nur der Patient sich ganz einem wissenschaftlich gebildeten Arzte  
anvertraute, und sich nicht vor der willigen, eigentlichen Heilung der  
Behandlung entzog. Aber wir heilten auch wissenschaftlich, d. h. wir  
begnügten uns nicht mit der bloßen Heilung, das wäre vielleicht  
barbarisch gewesen, sondern wir suchten zugleich auch das Wesen  
und die Art der Krankheit festzustellen. Wir heilten Niemand,  
bevor wir wußten, an welcher Krankheit er erkrankt war.  
Unser Maßspruch war: Woher kann Jeder, aber der Mann  
der Wissenschaft muß stets wissen, was es ist, das er heilen  
will. Und das muß auch unser Maßspruch bleiben für immer.  
Keine handwerkliche Heilung, sondern Diagnose. Drei Dinge  
wollen wir hochhalten: die Diagnose, die Diagnose und die Diagnose.  
Wie wollen wir sonst Alles ausrichten? Ich wenigstens würde mich  
schämen, zu schreiben: ich habe Herrn A. B. geheilt, weiß aber nicht,  
wobin. Lieber dann noch: Herr A. B. ist 3 Jahre 5 Monate an  
... als und ist an ... vorchriftlichlich gestorben.

Auch eine andere Gefahr droht uns noch, wenn wir uns nicht be-  
eilen, derselben zuvorzukommen. Die Behandlung mittelst Normo-  
medizins ist so einfach, so leicht, daß kein denkbarer Mensch zu  
einem Arzt schiden wird, sondern mit Umgehung derselben zur Apo-  
theke. Denn es gibt gar nichts weiter zu untersuchen, alle ärztlichen  
Instrumente werden alles, werthlos sein. Und das ungeliebte  
Werk wird den Arzt nach unserer Diagnose fragen. Dabei ist es  
durchaus notwendig, daß der Verkauf von Normo-medizinen den Apo-  
thekern ganz entgegen wird und in die Hände der vom Staate appro-  
bierten Ärzte übergeht. Nur so kann die Bildung eines vollständigen  
Arztstudiums herbeiführen werden. Der Arzt ergeht daher an alle  
älteren Leute, die sich jemals einen Arzt zum Schwiegeronkel wünschen,  
und an alle jüngeren Leute, die einen Arzt zum Schwiegeronkel be-  
kommen können: Helft mit zur Rettung des ärztlichen Standes vor  
der Normo-medizin.

## Le Nouveau Jeu.

Von (Stadtmusik verhehlen)  
Hermann Bahr.

Fin de siècle war ein hübsches Wort und lief bald durch Europa.  
Nur, wie vielen es gefiel, es wußte keiner recht, was es denn eigent-  
lich heißt. Jeder deutete es anders, wie er es brauchte, und das gab  
viel Konfusion. Da erbarnten sich die guten Pariser und sandten ein  
neues. Nouveau Jeu nannten sie es jetzt. Und, daß endlich Verstand  
und Ruhe würde, verfasste ein Verfasser sein System — wie Fran-  
zosen eben schon einmal Systeme verfassten: in einem sehr lustigen und  
erzählenden Roman. Es ist Le Nouveau Jeu, von Henri Labedain,  
bei Ernst Roth.

Ein gnädiges Schicksal sagte es, daß dem Bedrängten die Antwort  
auf diese Frage erspart blieb. Denn eben als der kleine  
dicke Bobarrat Dr. Müller seinen wohlgeputzten Leib durch die  
durch einander wirbelnde Menge und hünte gerade auf die weibliche  
Corona zu, die er, nach allen Seiten verbindlich grüßend, mit den  
Worten durchdrach: „Allo hier finde ich Sie endlich, hochverehrtester  
Herr Kollege! Natürlich, im Kraus der schönsten Damen, dem ich  
Sie aber für ein Stündchen entführen muß, fintelmal ich hier  
als Abgesandter unterschiedlicher Abodgäste von Distrikten erscheine,  
die weisen berühmten afrikanischen Kulturbrüder kennen zu lernen  
wünschen.“

„So sollen sich die Herren zu mir bemühen.“ erwiderte der An-  
gesehene ärztlich lachend, während er es duldete, daß der vor Eifer  
und Aufregung fast transpirierende kleine Bobarrat seinen Arm in  
den des berühmten Kollegen' schob und mit sich fortzog.

„Es ist nämlich noch ein Anderes,“ plauderte der Kleine während  
des Durchdrängens weiter, „erstens habe ich ein halbes Duzend  
„Pommer“ kalt stellen lassen, damit auch ich von des hochverehr-  
testen Herrn Kollegen Aufmerksamkeit auf unserer Zuhel einigen Augen ziehen  
kann. Ich bin nämlich seit Jahren schon ordentlich, d. h. zehnjähriges  
Mitglied der „Antropologischen Gesellschaft“ und als solches habe  
ich die von dem englischen Reisenden Jungel überbrachte Beschreibung  
von der „Oligodakrya der weiblichen Individuen der  
Aethiopischen Rasse“ wiederholt zur Diskussion gestellt, um end-  
lich festzustellen, ob diese Behauptung auf Wahrheit, Irrthum oder  
gar auf schamloser Verleumdung beruhe. Der hochgeachtete Herr  
Kollege bringt ohne Zweifel auch für diesen hochwichtigen Gegenstand  
der Antropologie soeben Material genug mit, und so könnte folgende  
hochwichtige Frage: „Mangel der Zahnentwicklung bei dem weiblichen  
Geschlecht schwarzer Färbung“ zum beherrschenden Ausgang gebracht  
werden, wenn der Herr Kollege sich herbeilassen wollte, die mitgebrachten  
Materialien über diesen Gegenstand gütlich mit zu übersehen.“

Bis hierher hatte der kleine Bobarrat seine Rede abzumachen

Man kennt Henri Labedain. Es mag jetzt fünf, sechs Jahre her  
sein, daß er sich das erste Mal zum Nichte bot. Er schrieb damals  
als Mandacour in La Vie Parisienne. Kurze und im Gedächtnis  
leisende Geschichten, led aus der traurigen Welt der Fremde ge-  
schritten, so etwas wie fantastisch gezeichnete nouvelles à la main.  
Sehr produktiv, sehr wohnbar und, wenn er sich auch nicht wieder  
schämte, so waren seine unglücklichen Tränen im Grunde, von der geistigen  
Trauer des zweiten Ablyth, in den späteren Ablythenden. Ablyth  
in Töne, fast möchte man es dilettantisch nennen, aber  
zwischen gefühligen und sehr modernen Ethen auf einmal ein  
unvergeßliches Wort aus dem Kerne der Dinge. Und von Anfang  
an gleich Eimer für sich, anders als die Ablyth, der nicht zu ver-  
wechseln, nicht zu verlernen war. Man merkte, daß er der jungen  
Schule der neuen Psychologie gehörte, mit ihrem Schreie auf die  
Tradition der Blochsoncaud, la Bruchère und Steudhal, aber mehr  
wie Einer, den es gerade amüßte, ohne daß er es nöthig hätte und  
sehr tragisch nähme, ohne die magisterliche Würde des Bourget, und  
ein Psychologe nach Ihnen, nicht wie Barrès nach Ihnen, ein Psycho-  
loge der Anderen, nicht des eigenen Maßstabs. Naturalist in der  
grauhaften Schärfe des Wildes und auch in dem trübten Gemüthe aller  
Stimmung, aber während dem Naturalist sein Zug die und heilig  
genug und die Fülle der Dinge immer noch zu gering war, sparsam in  
der rapiden Zeichnung, von wenigen, leichten, hingeworfenen Strichen,  
und ein Meister jener suggestiven Sätze, die in zwei Worten den  
ganzen Charakter vertragen, bezeichner als irgend eine langweilige  
Biographie. Man denke etwa den Geist des Forain mit der Hand  
des Rivière. Aber man mag auch die Guy und Maifair denken; doch  
möchte man sie mit einem besten Colquhoun und einer präzisesten  
Wahrheit vergleichen. Als „Sire“, „Inconsohlable“, „La Haute“,  
„Petites Femmes“, „Nocturnes“ wurden diese Sätze gelannt, und  
sein Name war gemacht. Das Buchstiel „Une Famille“ hatte kein  
Glück an der Comédie. Aber jetzt mit dem Prince d'Anree — einem  
Verfuch zwischen Porto-Rico und Remaire, aber von einer potentiellen  
Verbe, die diesen heißt — hält er endlich den über Pariser mächtigsten  
Triumph: den Triumph des Standes. Das ist der Autor.

Das Werk steht sich wunderbar an. Es heißt Roman, und weiß es  
Charaktere an ihrer notwendigen Geschichte entwickelt, darf es so  
heßen. Aber es ist vielmehr eine Folge kurzer Episoden, die jede für  
sich ein Fertiges sind und die anderen entbehren können; und statt zu  
beschreiben, statt zu berichten, statt zu erzählen, hat es nur Dialoge.  
Zusatz, Handlung, irgend ein Ereignis giebt es nicht. Es geschieht  
nichts. Ein junger Mann lebt, heirathet, betriegt seine Frau, wird  
von ihr betrogen, scheidet sich, nimmt das alte Leben wieder auf und  
erwiedert dann langsam. Es ist das Werk.

Der Held ist Paul Gohard, fünfzigjähriger Jahre, reich, vornehm,  
müßig, mit dem Geiste des Bonapartes und chrysig, in allen Ständen  
durchaus Nouveau Jeu zu sein. Dafür legt er, dem widmet er  
seine Kraft. Soyons de notre époque. Es genügt ihm  
nicht, der jenne homme d'aujourd'hui zu sein; er wäre am  
liebsten le jeune homme de demain, d'après-demain si possible.  
Das Bonale, Gohard, hat den jenne Toul-le-Monde, will er um  
jeden Preis vermeiden. Er ist darum nicht frivole, kein Ego-  
ist, kein Egoist, kein Egoist, kein Egoist, kein Egoist, kein Egoist.  
Er achtet die Jugend und verachtet die anständigen Frauen: denn wenn  
sie es auch selten bleiben, so sind sie es, wenn er, doch wenigstens ein-  
mal in einem gegebenen Moment gesehen. Er ist auch ein guter  
Sohn, wenn er gleich mit seiner Mutter den modernen Ton hat  
und es nicht duldet, daß sie abuse de ce qu'elle a mis au monde.  
Er liebt die jungen Mädchen, die im Sacre-Coeur erzogen sind, er  
merkt das gleich an der Art und Weise, wie sie die Männer nicht an-  
sehen. Er hat Meffert vor der Ehe und spricht in gewöhnlichen An-  
sichten von ihr: Je m'annuierai peut-être, mais je ne m'embêterai  
pas. Also eigentlich ein ganz braver und lieber Junge, den nichts hindert  
glücklich zu werden, wenn nur seine Leidenschaft für das Nouveau  
Jeu nicht wäre. Die freilich macht aus ihm den gargon le plus  
immoral et le plus renversant qu'on puisse voir. Und erst  
wie er unter den Jahren müde, einfaß und nachlässig ge-  
worden ist, ertrübt er auf einmal: Man hat gut suchen  
und herumblicken im Heuen, es sind doch noch immer zuletzt die alten  
Dinge am meisten werth. So hat ihn Nouveau Jeu am Ende zu  
Paul et Virginie und Richard Rönneberg gebracht, und er, entbehr-  
das mittelständische Alter um fünfzig Jahre später als die Andern.“  
Das ist das einzige Resultat. Der ganze Rest der Jugend und die  
strenge Haut vor dem Bonale müß nichts. Man schließt am Ende  
doch eben dort, wo alle Welt schließt.

Die Seiten ist Marie Bobarrat, achtzehn Jahre, rein, schmal, ge-  
lassen, später Madame Gohard. Sehr gut erzogen, außerordentlich  
gebildet. Sie weiß fast Alles, was man überhaupt wissen kann,  
sagt der Vater. Sie ist ein Kind, das nichts mehr zu lernen hat, sagt

lassen, als der berühmte Kollege plötzlich seinen Arm losriß und sich  
nicht mehr umwachte: „Auf, auf! Es ist um Gefallen hier, — bin nicht  
mehr geneigt, in geschlossenen Räumen zu stehen.“

„Oh, wie schade,“ meinte Doktor Müller.

„Ganz ein seltsames“ künftete der große Reisende gepreßten  
Tones, indem er seinerwärts dem Ausgange des Saales zukehrte, „er-  
nehmen Sie hiermit wenigstens die gewöhnliche Quintessenz meiner Er-  
fahrungen auf belegen Gebiet. Die Frauenmenschen sind bei den  
Damen der schwarzen Rasse keineswegs verkommen, und von Oligo-  
dakrya, vulgo Zahnmangel, kann bei ihnen absolut keine Rede  
sein; vielmehr wissen sie sich belagter Drisen sehr wohl zu bedienen,  
besonders fürstliche Gemüthen und zehnjährige Mädchen gegenüber.  
Also mein Vetter: tout comme chez nous!“ Empfange mich Ihnen,  
ich muß heute Aufschreiben.

„Der Studiu mag die ganze Wunde hosen, die Einem das liebe  
deutsche Vaterland schier verleidet! Wo ist man sicher vor ihr? Wo  
gibt es ein Wirtelchen, da man anzuhören und träumen könnte,  
ohne durch jedes Gedächtnis angestrichelt, durch Phantasiekreuzer angebitt  
zu werden?“

Er schlenderte gemächlich den dunklen Strand hinauf und alknete  
mit wenigem Entschien die feuchtwarme Luft ein. Den Ueberzueher  
tung er auf dem Arm und den Hut in der Hand, so daß der laue  
Nachdruck ungehindert um sein feuchtes Haupt wehen konnte.

„Ja, wenn das Guldspiel noch dagewesen wäre, dies prächtige  
Zeich, das es ihm schier angefallen hatte mit den wenigen Bemerkungen,  
Fragen, Reden, Antworten, die er mit ihm gemacht. Alles kurz, zu-  
fänglich, schlagfertig, kein Wort zu viel, kein zu wenig. Eine solche  
Zust hätte es sein mit diesen gelunden Weide.  
Was die sich gütete am Horizont. Dort unten stand ganz tief eine  
Wolkenföhne, von welcher das Glimmen und Reischen ausging, und  
das phosporisierende Meer wogte leise und tiefen geheimnißvoll zu  
flüstern und zu raunen. Ganz festlich reich und trunkenartig wurde

die Mutter. Sogar das superfluo, le vernis, la dernière touche sind  
ihre nicht fremd: Sie leant Castagnettes, von einer alten Schweizerin,  
die einige Zeit in Biarritz gelebt hat. Dabei immer ruhig und  
gelöst, durchaus nicht aufzuregen oder zu entsetzen. Sie nimmt ge-  
duldig Alles, was geschieht, den guten wie den bösen Zug, sowie es  
eben kommt. Sie hat keine Wünsche und keine Wünsche. Es ist ihr  
Alles egal. Sie fragt niemals und heißt auf nichts.  
Sie hat kein Ideal. Nicht, daß sie es leugnen oder verdammen  
möchte — sie kann sich nicht denken, was es ist. Es ist  
immer davon geredet, aber Niemand weiß es recht; da kann sie nicht  
mit. Es ist ihr übrigens auch ganz gleich. Es ist ihr überhaupt  
Alles gleich. So oder so — sie schließt sich in Alles. Das Eine ist ihr  
nicht lieber als das Andere: je n'ai jamais pu me passionner,  
qu'est-ce que je dis! m'intéresser à quoi que ce soit ... Rien  
me m'intéresse, mais rien ne m'ennuie non plus. Sie will nichts,  
Sie hasst nichts. Sie liebt nichts ... außer, natürlich, ihre Eltern,  
weil man es sie so gelehrt hat, als sie noch klein war; wenn sie  
je jetzt das erste Mal sähe und entscheiden sollte, ob sie sie als  
Eltern möchte, diese gerade vor allen Andern, würde sie sagen: „Non  
je n'y tiens pas.“ Sie nimmt Paul, weil es sich gerade so trifft  
Sie hat nichts gegen ihn, sie hat auch nichts für ihn. Sie würde eben  
so gut einen Andern nehmen: „Une jeune fille, c'est mis au monde  
pour être la femme de quelqu'un. Il se trouve que c'est vous ...  
à vous pour vous!“ Sie ist ganz nett und verträglich mit ihm, aber  
haupt ein guter Charakter: Wenn man thut, was sie  
will, gehorcht sie gern. Sie hat keine Chancen, sie macht keine  
Ehren, sie hat in allen Dingen de goüts très sa-  
gés, très modérés. Sie ist nicht gerade glücklich mit ihm, weil sie  
bisher überhaupt kein Talent hat, aber immerhin ganz zufrieden. Das  
hindert sie nicht, ihn zu betragen. Sie betriegt ihn trotz ihrer aus-  
gesprochenen Erzählung, nach so und so vielen Opfern, und obwohl sie  
von einem Hofe getrennt ist. Sie betriegt ihn, weil er neun Tage  
nach der Hochzeit zu seiner alten Geliebten zurückgekehrt ist. Sie  
betriegt nicht. Sie willt nicht. Sie sagt sich dies: „Gut! da ist  
einmal so ist, da das Leben so ist, da die Ehe so ist,  
machen wir es wie die Andern!“ Und vierundzwanzig  
Stunden später ist es gethan. Sie schließt gar keine  
Neu. Es gefallt ihr ganz gut. Sie erzählt es ohne Bedenken  
ihrem Papa. Nur vor der Mutter muß sie schweigen,  
parce que la pauvre femme, elle, n'est pas comme nous au cou-  
rant de ce qui peut se dire et se faire aujourd'hui. Natürlich er-  
wähnt sie der Gatte zuletzt. Ein paar Tage darauf erwacht sie ihn.  
Also Scheidung. Nun ist es eine Frau, die ohne Verzug von  
Allem gelöst hat und eigentlich nicht recht weiß, was sie noch will.  
Sie geht zu ihrer Mutter zurück. Sie reist in Italien. Dort hei-  
rathet sie den Grafen Soprani, einen lazzarone millionaire,  
kühnartig, faul und weis. Sie heirathet ihn aus re-  
pugnance mais sans entrain, pour faire quelque chose und  
lebt in einem stillen, grauen, lauten Frieden dahin. Sie  
kann sich nicht betrogen. Sie hätte es schämmer treffen können. Ein  
bislang amüßigen möchte sie sich. Man muß den sie: Vielleicht hat  
sie überhaupt ihren Beruf verfehlt. Sie hätte nicht heirathen sollen;  
schreiben hätte sie müssen — zuerst ganz beherrschende impressions de  
voyages, où j'aurais fait ma petite Bourgeoise tout en restant moi  
und dann langsam in den großen Roman hinauf! Ja, das war' etwas  
für sie gewesen!

Zu vielen sonst Typen der Generation ist der Roman des „Nouveau  
Jeu“. Die Andern sollen nur helfen, noch mehr aus ihnen zu holen  
und sie beizubringen zu gestalten. Für sich bedenten sie nicht; die  
ihliche Gotte nach der Schablonen, die am Ende Götze und  
fromm wird und ganz verdammt ist, weil nett die anständigen Leute  
eigentlich sind: quoi qu'on en dise, il y a de braves gens dans le  
monde honnête; und der Zupressionist nach der Schablonen, der Vater  
Mantel, der alle Wangen blüht, bis er Absterben wird, und  
das Portrait des Großvaters und den Pfadfind in der Erbkühn-  
maß und über Bonagueren und Gabanel seinen Spaß mehr verleiht:  
ne plaisante pas: ils ont du talent, et puis ça vaude cher; und  
endlich der Vater Bobarrat, der verfeinerte Vater der Madame Weis,  
der vieux marcheur, für den Alles Jote ist — moi, tout me donne  
des idées!

Das ist das „Nouveau Jeu“!

## Et cetera.

M. C. Eine schöne Sängerin, welche in einem Konzertere durch  
ihren Gesang Alles begabert hatte, ließ sich durch einen jungen  
Menschen, der in sehr hübscher Weise sang, nach Hause begleiten. Unter-  
wegs begegnete sie einem Bekannten, der auch bei dem Konzert war,  
und der bekannte Kritiker trieb ihnen zu: „Wie schön der Gesang und wie  
schön die Begleitung.“

dem einsamen Wanderer und Herz. Er setzte sich auf einen Stein-  
block dicht am Wasser. „Wenn sie“ jetzt bei mir wäre? Was  
würden wir beide in dieser wunderbaren Nacht angestrichelt des  
flimmernden, rauschenden Meeres mit einander reden? Kluge Worte  
über die Unvollkommenheit der Welt im Allgemeinen und die Ver-  
schiedenheit der menschlichen Gesellschaft im Besonderen? Er lachte  
leise vor sich hin, sprang auf und warf seinen Rock in den Sand.  
Nach! Er füllte es; er würde ihr den Keinen, etwas Herz ge-  
schätzten Mund einfach und seinen Lippen schließen, und dann  
würden sie beide alle Fesseln der Keunenissen überwerfen, die Welt und  
ihre Nichtigkeitkeiten verdrängen, und Mensch mit Menschen sein. Das  
war das einzig Mögliche! Ob „sie“ aber wirklich ebenso empfinden,  
denken und — thun würde, wie er?

Ein zweiter Witz, schon näher, guckte herüber, und dumpf rollte  
der langsame Donner hinterdem. Das Meer begann zu rauschen.  
Wolke er eines Dabes um Meerestenden theilhaftig werden, so war  
es jetzt die höchste Zeit, denn nach zehn Minuten schon konnte ihm  
das aufsteigende Wetter den Spaß verderben. Nach entbiete er sich  
vollends der Kleidung und theilte gleich darnach mit kühnen, rein  
die schwellende, fröhliche Fahrt.

Er war ein tüchtiger Schwimmer und konnte es daher wagen, ein  
Stückchen in die leuchtende Nacht hinauszuwimmern; den Weg, zum  
Strand zurück würden ihm die aus dem Meeressand „Kunde“ der  
strahlenden Fenster des Palastes zum Zeichen sein.  
Er lebendig ge-  
wieder ein großer Strahl, der für einen Moment die Nimmens-  
wobene See vollends erhellte. Und während dieses Lichts gesehen  
glaupte er inmitten der hüpfenden Wellen ein weißes, köstliches Ge-  
ze zu haben, das mit großen, angewandten Augen zum Vorne beidern  
wittterhimmel aufstarrte. Träumte er? Geküßten ihm sein, die ver-  
einnene ein Wunderbild vor? Gab es Hugen und Meer? Ein das fende  
wegen Menschenleben in ihre Wege laden und zu sich „Schwammfresser  
Erwachen? Aufsum das! Er mußte eine zerstückende Lust folgen.  
für ein menschliches Gesicht gehalten haben. (E)